

UNTERWEGS ZU EINER BEWOHNBAREN THEOLOGIE*

von Eugen Biser

Das Ereignis

Wer im Gesicht der Zeit zu lesen vermag, wird der kulturkritischen These Sigmund Freuds zustimmen, der die Gegenwart durch die sich Zug um Zug realisierenden Utopien bestimmt sah. Hellsichtig erkannte er, daß sich der bestimmende Faktor der gegenwärtigen Lebenswelt, die Hochtechnik, immer mehr von der Seite des arbeitenden und leidenden Menschen auf die des träumenden schlägt, um seine Utopien zu verwirklichen anstatt die Notstände dieser Erde zu beheben. Daß sich die Geltung dieser These aber auch auf den politisch-geistigen Bereich erstreckt, liegt mit jedem Tag klarer vor aller Augen. Was vor Jahren noch keiner zu träumen wagte, ist heute eine sich in atemberaubender Eile vollziehende Realität. Die Sowjetmacht, jahrzehntelang Inbegriff eines übermächtigen Gewaltsystems, erwies sich als Koloß auf tönernen Füßen, der über Nacht in sich zusammenbrach. Und das Jahrhundert, das über Jahrzehnte hinweg im Zeichen terroristischer Unterdrückung stand, endet mit einem ungeahnten Aufbruch der Freiheit. Als Zeichen einer Utopie, die sich im Bereich der Theologie verwirklichte, wertete Schalom Ben-Chorin die Tatsache, daß sich nach fast zweitausendjähriger Reserve heute erstmals jüdische Autoren an dem Disput um Jesus beteiligen.

Damit richtet sich der Blick auf das spirituelle Zentralereignis dieser Zeit: auf die Neuentdeckung Jesu. Konnte man zu Beginn der siebziger Jahre, als das Ereignis einsetzte, angesichts seiner vermeintlichen Kurzlebigkeit noch über den tatsächlichen Stellenwert im unklaren sein, so ist das heute im Blick auf seine gegenwärtige Wiederholung keinesfalls mehr möglich. Vielmehr wird man beim Versuch seiner Erklärung an übergreifende Tendenzkräfte zu denken haben. Wie es nach Reinhold Schneider Prozesse gibt, die auf den in seinem Abschiedswerk ›Winter in Wien‹ beschriebenen Glaubensentzug hinwirken, sind offensichtlich auch Kräfte gegensinniger Art am Werk, die zu ganz unvorhersehbaren Konzentrationen des Glaubensbewußtseins führen.

Nur zwei dieser Tendenzkräfte seien ausdrücklich angesprochen, weil sie gerade in ihrer Gegenläufigkeit auf dasselbe Ziel hinwirken. Die erste besteht in der glaubensgeschichtlichen Wende, die vor allem in der gewandelten Glaubenserwartung des heutigen Christen fühlbar wird. Anstatt auf Auskünfte über die jenseitigen Welten bezieht sich

* Anlässlich des 60. Geburtstages von Hans Waldenfels am 20. Oktober 1991 veranstalteten seine Schüler und Schülerinnen und das Internationale Institut für missionswissenschaftliche Forschungen (IIMF) am 29. Oktober 1991 eine Festakademie. Der von Eugen Biser gehaltene Festvortrag wird im Folgenden abgedruckt.

diese zunehmend auf diesseitigen Trost, Ermutigung und Angstüberwindung. Nicht zuletzt zielt diese Erwartung auch auf einen Gestaltwandel der Theologie, die der heutige Christ nicht wie einen unzugänglichen Prachtbau bewundern, sondern als Raum zu einer geistigen Beheimatung betreten und bewohnen möchte.

Motivierend kommt sodann aber nicht weniger die zwischen Kirchengipfel und Basis eingetretene Entfremdung ins Spiel, milder ausgedrückt die zwischen beiden bestehende »Phasenverschiebung«. Während die Kirchenführung mit wachsendem Nachdruck auf ihrer moralischen Autorität besteht, wartet das ihr noch zugewandte Volk vergeblich auf eine Deutung des umstürzenden Zeitgeschehens und auf ein Wort spiritueller Erweckung. Und diese Erwartung verbindet sich mit dem Eindruck eines strukturellen Mißverhältnisses. Danach besteht im kirchlichen Lebensraum ein Übergewicht an »Außenlenkung«, die immer nur das Wort von oben zur Geltung kommen läßt, während der Basis keine Möglichkeit einer vergleichbaren Rückäußerung bleibt. Dabei ist wirkliche Verständigung doch gerade hier daran gebunden, daß der angesprochene Partner mit seinen Bedenken, Einwänden und Zweifeln zu Wort kommt. Wer aber könnte in diesem schwelenden Konflikt als Entscheidungsinstanz angerufen werden, wenn nicht der, der durch seine Neuentdeckung wie kaum einmal zuvor ins Zentrum des Glaubensbewußtseins trat?

Der Zugang

Das Ereignis selbst steht außer Frage, nachdem sich sogar Atheisten wie Milan Machovec und Agnostiker vom Rang Hans Blumenbergs in den christologischen Disput eingeschaltet haben. Indessen will dieses Erwachen Jesu im heutigen Glaubensbewußtsein nicht nur konstatiert, sondern auch wahrgenommen und mitvollzogen werden. Denn es verhält sich damit wie in der Schlußszene des Johannesevangeliums, wo nur der Liebende erkennt »es ist der Herr!« (21,7), während die übrigen in Unschlüssigkeit und Ungewißheit verharren.

Das ist, auf die Neuentdeckung Jesu bezogen, die Frage nach dem Zugang, also der sachgerechten Methode. Dafür ist die fast zur Alleinherrschaft gelangte historische Kritik am wenigsten geeignet. Ihrem Ansatz zufolge drängt sie die Erscheinung Jesu auf ihr historisches Gewesensein zurück. Daß er, ungeachtet seiner Historizität, allen Generationen seine Gegenwart »bis ans Ende der Weltzeit« zusprach (Mt 28,20), liegt außerhalb ihres Gesichtskreises. Worin bestehen dann aber die aus diesem Methodenzwang herausführenden Wege? Grundsätzlich geantwortet: In den im Schrifttext nachwirkenden Sprachimpulsen! Nach Rahner: In der von den neutestamentlichen Schriften ausgehenden Gottes-Suggestion, die jeder rekonstruierenden Beweisführung zuvorkommt. Nach Kierkegaard: In dem selbst in den freudigsten Jesusworten hörbaren Leidenston, der akustischen Spur der inneren Passion Jesu, die mit seiner Selbstverhüllung und der damit heraufbeschworenen Gefahr der Mißdeutung und des Anstoßes an ihm zusammenhängt. Und nach der höchsten Instanz in dieser Frage, dem johanneischen Jesus: In dem Machtwort, mit dem er auf der Höhe des Abschiedsgebetes aus der Rolle des Bittenden austritt, um mit einem gebieterischen ›Ich will‹ die ihm, dem ewig Geliebten des Vaters, zukommende Herrlichkeit für die Seinen einzufordern (Joh 17,24). Es ist das Machtwort, das in al-

len Szenen des Evangeliums hörbar wird, selbst in der der Verhaftung und des Todes Jesu, das aber auch bei den Synoptikern erklingt, wenn er mit seinem »Kommt her!« die Erniedrigten und Beleidigten zu sich ruft.

Insgesamt sprechen diese Fingerzeige für eine akustische Lesart des Evangeliums, die sich auf seine Impulse, Untertöne und Suggestionen einstimmt und damit ein dialogisches Verhältnis zu dem in den neutestamentlichen Texten Bezeugten anbahnt. Es ist der Dialog mit ihm, nicht weniger aber auch der Dialog, in dem er selbst begriffen ist und der seine innere Lebensgeschichte ausmacht.

Der Dialog

Wie jedes Zwiegespräch beginnt auch der Lebensdialog Jesu mit einer Frage, die sich nach dem Lukas-Bericht in der Seele des Heranwachsenden aufbaut und ihn zu der Gegenfrage veranlaßt: »Wußtet ihr nicht, daß ich dort hingehöre, wo mein Vater ist?« (Lk 2, 49). Das aber ist, nur in gott-menschlicher Steigerung, die Ur- und Grundfrage eines jeden, der auf dem Weg der Selbstwerdung begriffen ist: Wer bin ich?

Vor diesem Hintergrund gewinnt der Zuspruch der Himmelsstimme bei der Taufe Jesu den Sinn einer unüberbietbaren Antwort: »Du bist mein geliebter Sohn; dich habe ich erwählt« (Mk 1, 11). In dieser Gewißheit wird Jesus zwar, wie die Versuchungsgeschichte zeigt, geprüft und angefochten, doch macht die Szene nur deutlich, daß er sich gegen alle Verlockungen und Drohungen für den schweren Weg zu den Menschen entscheidet. Deshalb besteht seine »Antwort« auf den Ruf der Himmelsstimme nicht zuletzt in der Umsetzung dessen, was in seinem Herzen brennt, in eine für Menschen hörbare Botschaft. Damit kommt die viel zu wenig beachtete Sprachleistung Jesu ins Visier, die letztlich darin besteht, sein Sohnesbewußtsein in Menschenworte zu übersetzen. So entstehen die Seligpreisungen und Antithesen seiner Bergpredigt und so vor allem seine ebenso unableitbaren wie unnachahmlichen Gleichnisse. Mit ihnen gelingt es ihm, dem Staub der Alltagswelt den Geist des Reich-Gottes-Gedankens einzuhauchen und so ein Sprachgebilde zu schaffen, das den Bereitwilligen zum Eintritt ins Gottesreich verhilft.

Dagegen besteht die zentrale Antwort Jesu auf den an ihn ergangenen Gottesruf in dem, was seine revolutionäre Lebenstat ausmacht. Denn er führte dadurch den größten Umbruch der Religionsgeschichte herbei, daß er die Menschheit von der Angst zum Vertrauen auf Gott führte, indem er den Schatten des Grauenhaften aus dem Gottesbild tilgte und darin das Antlitz des bedingungslos liebenden Vaters zum Vorschein brachte. Das bewirkte er mit dem Wagnis, Gott anstatt mit dem Unterwürfigkeitstitel »Herr« mit dem Zärtlichkeitsnamen »Vater« anzureden. Damit durchbrach er die Mauer der Unnahbarkeit, die sich um das Gottesgeheimnis legte; damit überbrückte er den Abgrund der Ferne Gottes zur Welt; damit verschaffte er sich und den Seinen Zugang zum Herzen Gottes.

Dem entspricht die dritte Umsetzung: die Proklamation des Gottesreichs durch die Wundertätigkeit Jesu. Ihrem Ursprungssinn zufolge wollen seine Wunder nichts beweisen, sondern mit der Eindringlichkeit einer Tatsprache verdeutlichen, daß Gott die Hand

an die Wurzel der Dinge gelegt, den Mächten des Verderbens Einhalt geboten und im Wirken Jesu den Anfang der endzeitlichen Neuordnung der Welt gemacht hat. Deshalb hält er den Gegnern, die ihn des Satansbündnisses bezichtigen, entgegen: »Wenn ich durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, ist das Reich Gottes tatsächlich schon zu euch gekommen« (Lk 12,20).

Krise und Verherrlichung

Doch mit dem Entschluß, das Glück seiner Erwählung an die Menschen weiterzugeben, beschwört Jesus die Tragödie seines Lebens herauf. Denn in der Stunde, in der er seine Botschaft mit dem Satz »Ich bin das Brot des Lebens« (Joh 6,35.49) auf die bewegendste Formel bringt, erleidet er den größten Rückschlag seines Wirkens: die ihm bisher begeistert folgenden Volksscharen wenden sich empört von ihm ab (6,60). Nach dem von Martin Buber erschlossenen Sinn des Parallelberichts, der Jüngerbefragung bei Cäsarea Philippi (Mt 16,13–19), wirft der Massenabfall Jesus mit niederschmetternder Wucht auf seine fragende Ausgangsposition zurück. Da sich ihm mit dem Sinn seiner Sendung auch der seiner selbst verdunkelte und die Antwort des Himmels ausbleibt, wendet er sich mit der aus tiefster Herzensnot gestellten Frage an die Jünger: »Für wen haltet ihr mich?« (16,15).

Anstelle des schweigenden Himmels ergreift der Jünger das Wort und versichert: »Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!« (16,16). Und Jesus bestätigt ihm in aller Form, daß er aus seinem Zuspruch die Stimme des »Vaters, der im Himmel ist,« vernahm. Doch das ist die letzte Aufhellung einer sich zusehends und schließlich tödlich verdüsternden Szene. Zuletzt, hilflos am Kreuz hängend, bleibt ihm nur noch der artikulierte Todesschrei, mit dem der Sterbende jedoch die Schweigemauer vor Gott endgültig durchbricht, so daß der Hebräerbrief versichern kann: »Er ist erhört und aus seiner Todesnot befreit worden« (5,7).

So bleibt der Todesschrei Jesu, dem äußeren Anschein zum Trotz, nicht unbeantwortet. Nur entsprach seine Erhörung nicht menschlicher Heils- und Hilfserwartung; vielmehr antwortete Gott auf den Notschrei des Gekreuzigten durch und mit sich selbst, also dadurch, daß er ihn in seine Lebensfülle aufnahm. Das aber besagt, daß das Gottesverhältnis Jesu am Kreuz seine letzte Steigerung und Vollendung erfuhr. Sterbend holte er endgültig ein, was er aufgrund seiner Gottessohnschaft von Ewigkeit war. Deshalb hat der Todesschrei als die äußerste, die Artikulationsgrenze übersteigende Steigerung des Abbarufs zu gelten, mit dem er sich nun definitiv Zugang zum Herzen Gottes verschafft. In dieser Erkenntnis gipfelt die dialogische Lebensgeschichte Jesu.

Der Gestaltwandel

Was das für den erhofften Gestaltwandel der Theologie besagt, läßt sich in zwei Schritten verdeutlichen. Der erste bezieht sich auf die Folgerung für den Glauben. Wenn die ganze Lebensgeschichte Jesu als ein einziges Dialoggeschehen zwischen ihm und

seinem Gott begriffen werden kann, gilt das auch für den Vollzug des von ihm gestifteten Glaubens. Glaube ist dann der nie zu Ende gebrachte Versuch, das zu verstehen, was durch Jesu Wort und Schweigen, durch sein Handeln und Leiden, zumal aber durch seine Verherrlichung von Gott mitgeteilt worden ist. Das aber ist nach einem Schlüsselwort des Johannesevangeliums nicht die Glaubensform des unwissenden, in seiner Heteronomie verharrenden Knechts, sondern die des mitwissenden Freundes (Joh 15, 15), von dem Nikolaus von Kues am Schluß seiner ›Docta ignorantia‹ behauptet: »Wer so auf Jesus eingeht, dem gelingt alles, und weder die Schriften noch die Welt fallen ihm schwer, weil er durch den ihm einwohnenden Geist Christi in Jesus umgewandelt wird, der das Ziel aller geistigen Sehnsucht ist«.

Die Situation

Vor dem Eingang zu dem Paradies der Gottesfreundschaft und Gottesfreude hat sich freilich ein mächtiges Hindernis aufgebaut, um dessen Überwindung es im zweiten Schritt zu tun ist. Sah Martin Deutinger den Eingang zum Paradies einer vom Geist der Poesie inspirierten Theologie vom Zweifel mit seinem zweischneidigen Schwert versperrt, so ist es heute eindeutig der von Nietzsche beschworene »Geist der Schwere«, der den Zutritt verwehrt. Hatte sich Beethoven von seinem Lebenswerk mit dem Aufruf zur Freude verabschiedet, so scheint es heute der ganze Kulturbetrieb mit Adrian Leverkühn auf die »Zurücknahme« der neunten Symphonie abgesehen zu haben. Kunst, Literatur und Musik beschreiben die Gegenwart als eine Welt, die Dantes Inferno in den Schatten stellt. Kein Wunder, daß es den Wortführern angesichts des freiheitlichen Aufbruchs, der in einem Atem mit der Reformation und der Französischen Revolution genannt werden muß, die Sprache verschlägt.

Es ist dieselbe Sprachlosigkeit, der auch die Kirchenführung verfiel, und dies aus durchaus vergleichbaren Gründen. Denn auch in der Kirche hielt der »Geist der Schwere« Einzug. Zunächst in eher diffuser Form, als kollektive »Verstimmung«, die sich als Resignation und Kirchenverdrossenheit, vor allem aber als Verlust an Initiative und Glaubensfreude bemerkbar macht. Konkreter sodann in Gestalt eines umsichgreifenden Integralismus, der vielfältig — als Aufwertung der Kirchenstruktur, als Favorisierung eines fundamentalistischen Bibelverständnisses und als nostalgische Rückschau auf vorkonziliare Verhältnisse — die Rückkehr zu der vom Zweiten Vatikanum überwundenen Unmündigkeit betreibt. Vor allem aber durch den Rückfall in die paulinische Kampfsituation. Auf frappante Weise scheint sich heute der »Zweifrontenkrieg« zu wiederholen, in dem Paulus seine weltgeschichtliche Größe erreichte und sich gleichzeitig in diesem Konflikt verzehrte. Auf der einen Seite galt sein Kampf den im angeblichen Auftrag der Altapostel auftretenden Emissäre, die seine Gemeinden dem jüdischen Zeremonialgesetz zu unterwerfen und dadurch im Sinn einer überwundenen Glaubensform zu disziplinieren suchten. Auf der anderen Seite galt seine Sorge den »Schwachen«, die sich durch sein Evangelium der Freiheit überfordert und in Gewissensnot versetzt fühlten. Der Unterschied zu damals besteht nur darin, daß sich diese »Schwachen« heute zu einer militanten Phalanx formieren, die sich, gestützt auf einen klischeehaft vereinfachten Lehrbe-

griff, als selbsternannte Glaubenswächter aufspielen und eine Art Gegenrevolution »von unten« inszenieren.

Der Klimawandel

Mit dem »Geist der Schwere« ist überdies das Stichwort für den bestürzenden Klimawechsel gefunden, der seit einiger Zeit im Kirchenraum zu verzeichnen ist. Der in diese Unterkühlung geratene Glaube ist nicht nur das, womit sich der heutige Christ aus unterschiedlichen Gründen »schwertut«, sondern das, womit er es sich bewußt »schwer macht«, weil er ihn als ein System von Sätzen und Normen versteht und so mit einer Ideologie verwechselt. Weil es zum Wesen einer Ideologie gehört, daß ihre Inhalte einem Interpretationsverlust unterliegen, wächst heute innerkirchlich die Neigung, den Glauben mit einem festgelegten System gleichzusetzen und, Hand in Hand damit, die Scheu, ihn denkend zu verarbeiten oder gar mit Hilfe der theologischen Wissenschaft zu interpretieren. Fromm ist dieser Ansicht nach, was schwerfällt und wehtut, ganz so, als hätte es die große Einladung an die Bedrückten und Bedrängten nie gegeben, denen Jesus zusichert: »Ich will euch aufatmen lassen« (Mt 11, 28).

Was die Stimmung in der Kirche niederdrückt und diejenigen beschwert, denen doch »keine weitere Last auferlegt« werden sollte (Apg 15, 28; Apk 2, 24), ist somit auf den einfachsten Nenner gebracht die Angst, die wie am Ende von Goethes ›Faust‹ einen Weg aus dem Umfeld, wo sie längst schon ihr Unwesen trieb, durchs Schlüsselloch ins Kircheninnere fand. Es ist die Angst des Kirchenvolks vor der nächsten Äußerung des Lehramts und der nächsten administrativen Maßnahme, die Angst der Kirchenleitung vor einer gegen sie rebellierenden Theologie und insbesondere vor einem Kirchenvolk, das ihrem normierenden Zugriff zu entgleiten droht, und die Angst aller vor einem sich entziehenden — so die Nachbeben der »Gott-ist-tot-Theologie« — und verdüsternden Gott — so die »Theologie nach Auschwitz«.

Das aber ist gleichzeitig die Angst des Menschen vor sich selbst, vor den in ihm aufbrechenden Abgründen, vor seiner befürchteten Unfähigkeit, den an ihn gestellten Anforderungen und auf ihn gerichteten Erwartungen zu genügen, seinem Leben eine sinnvolle Gestalt zu geben und mit einer sich ihm zusehends entfremdenden Welt, vor allem in Gestalt der rapide eskalierenden Medienszene, fertig zu werden. Es ist die Angst des von seiner Lebenslast Überforderten und in der Masse und ihrer Kommunikationsflut Vereinsamten.

Die Antwort

Da mit dem Erfurter Bischof Joachim Warnke zu befürchten ist, daß die kirchlichen Verlautbarungen zu wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse und Sehnsüchte des konkret existierenden Menschen nehmen, ist Abhilfe nur von jener Instanz zu erwarten, die in letzter Zeit doppelt ins Zwielficht geraten ist: von der Theologie. Ungeachtet der Tatsache, daß sie vom Lehramt als heimliche Konkurrenz eingeschätzt und vom Kir-

chenvolk wie ein hermetisch geschlossener Bezirk gemieden wird, hat heute wie kaum einmal zuvor ihre Stunde geschlagen. Das hat freilich zur Voraussetzung, daß sie in den von der Situation geforderten Gestaltwandel einwilligt. Und das besagt vor allem: Anstatt dem gläubigen Menschen wie ein sich in abweisender Größe erhebender Monumentalbau gegenüberzustehen, muß sie sich ihm als geistige Wohnung darstellen und öffnen.

Das ist, so erstaunlich es klingt, fast noch leichter getan als gesagt. Denn zu den einzigartigen Vergünstigungen der Stunde gehört es, daß die Theologie zur Erreichung dieses Ziels nur der »konzentrativen Bewegung« zu folgen braucht, in der sie nach Walter Kern schon seit längerem begriffen ist. Wenn sie bei dieser »Verinnerlichung« bis dorthin gelangt, wo Paulus die Botschaft Jesu als eine umfassende Proklamation der Freiheit begreifen lernte, wird sie befähigt sein, auf die große Freiheitsereignis der Gegenwart und deren Voraussetzung, den Zusammenbruch der materialistisch-atheistischen Systeme, die sachgerechte Antwort zu finden und ihren Rezipienten so zu einer christlichen Deutung des Zeitgeschehens zu verhelfen. Wenn sie auf diesem Weg sodann bis zu dem von der revolutionären Lebensleistung Jesu gebildeten Zentrum vordringt, wird sie auf zeitgerechte Weise den Gott entdecken, der Barmherzigkeit, nicht Opfer will (Mt 9, 13), weil er der bedingungslos Liebende, der Gott »für uns«, der »Vater der Erbarmungen und Gott allen Trostes« (2 Kor 1,3) ist. Und mit dieser Entdeckung wird sie begreifen lernen, daß das Evangelium dieses Gottes von seiner Mitte her Trost, Licht, Friede, Freiheit und Hoffnung besagt. Doch damit verschüttet sie auch schon die Zentralquelle der Angst, während sie gleichzeitig dem sich entfremdeten, mit sich überworfenen und unter sein Niveau gedrückten Menschen den Weg zu seinem höchsten Sinnziel, der Gotteskindschaft, erschließt. Und wenn sie im Zug dieser Konzentration schließlich an das Geheimnis dessen rührt, der so sehr in die »Tiefen der Gottheit« eindrang, daß er selbst zum Wort und Bild seines Gottes wurde, gewinnt sie Anschluß an den Lebensdialog Jesu und dies mit der Folge, daß in ihrer Spekulation etwas von der ewigen Selbstverständigung des Sohnes mit dem Vater durchklingt, daß also in ihrem Wort von Gott das von Gott selbst gesprochene Wort, das »Wort Gottes«, hörbar wird.

Dazu wird sie freilich nur gelangen, wenn sie im Zug ihres Gestaltwandels auch den Paradigmenwechsel vollzieht, der ihr schon von Hans Küng, am eindringlichsten jedoch von Jürgen Moltmann abverlangt wurde. Während Küng die Ausrichtung der nahezu gesamten Theologiegeschichte auf das Inkarnationsmysterium unterstrich, besteht Moltmann auf der These Kählers vom Kreuz als dem alleinigen »Grund und Maß der Theologie«. Die Verpflichtung zu diesem Wechsel ergibt sich aus der erst neuerdings voll begriffenen Aufgabe der Theologie, von Gott in einer den Menschen in seiner Welt- und Geschichtsverhaftung erreichenden Weise zu reden. Demgegenüber wurde die Rechtsfrage schon zu Beginn der Theologiegeschichte geklärt. Während sich nach Irenäus von Lyon diejenigen hoffnungslos übernehmen, die Auskunft über die geheimnisvolle Geburt des Logos zu geben suchen, steht für Paulus fest, daß der Höhe- und Konvergenzpunkt der Gottesoffenbarung in der Auferstehung des Gekreuzigten erreicht wurde und daß er demgemäß die Inhalte seiner Heilsbotschaft der Einweihung in dieses Geschehen — der Damaskusvision — verdankte. Der Nachklang des Todesschreies Jesu im Herrlichkeitsbild des Auferstandenen machte ihn beredt.

Im Licht der Weisheit

Eine darauf abgestimmte Theologie steht in einem anderen als dem gewohnten Licht. Auch wenn sie im Sinn ihrer abendländischen Denktradition fortfährt, ihre Inhalte im Horizont der Wahrheit zu bedenken, ist ihr übergeordnetes Erkenntnismedium doch nicht diese, sondern die Weisheit. Weisheit ist gelebte, erlittene und in beidem geschenkte Wahrheit. Es trifft sich seltsam, daß, kurz nachdem Karl Rahner sein Lebenswerk mit dem Entwurf einer »Sapientialen Theologie« (Seckler) krönte, durch die Öffnung im Osten die von der russischen Philosophie, insbesondere durch Solowjew, Florenski und Bulgakow bewahrte Weisheitstradition erneut ins westliche Bewußtsein trat.

Mit der Erweiterung des Horizonts geht aber auch ein Kategorienwechsel einher. Ohne die eingetübte Begrifflichkeit aufzugeben, wird die Theologie der Zukunft versuchen, die Erhellungskraft der Bilder und Symbole in den Dienst ihrer Wahrheitsfindung zu stellen. Wie sie dabei auf die augustinische Denkform und letztlich sogar auf das Vorbild Jesu zurückgreift, wird sie sich gleichzeitig durch das von Paulus geschaffene Modell dazu anleiten lassen, das Heilsgeschehen in dramatischen Kategorien zu entfalten.

Vor allem aber muß eine zu ihrer eigenen Zukunft entschlossene Theologie bemüht sein — und damit kehrt der Gedankengang zu seinem Ausgangspunkt zurück —, dem mystischen Zentralereignis der Stunde, der Selbstvergegenwärtigung Jesu im heutigen Glaubensbewußtsein, Rechnung zu tragen. Demgemäß wird sie nicht nur auf die bekannten Vorgaben in Gestalt der Äußerungen des Lehramts, der Schrift und Tradition, sondern auch auf die unbekanntenen zu achten haben, also auf das, was, paulinisch ausgedrückt, in ihr durch Christus insinuiert, geklärt und bewirkt wird (Röm 15, 28). In dem Maß wie sie versucht, ihre Erkenntnisse im Medium der Weisheit zu gewinnen, wird sie sich dann letztlich selbst als das Medium verstehen, durch das der fortlebende und fortlehrende Christus im Glauben und Denken der Seinen sich selbst erkennt.

In der Annäherung an dieses Ziel wird sie den Glauben mehr noch auf insinuativem als instruktivem Weg anzubahnen suchen, wird sie in ihrer Ethik bei aller Betonung der subjektiven Verantwortung auf die »durch Gott vorgegebenen« Werke (Eph 2, 10) abheben und wird sie in ihrer Lehre vom Gebet dieses mit Paulus als ein Selbstgespräch Gottes im Beter (Röm 8, 26f) und nicht nur als dessen Anrufung Gottes deutlich machen.

Daß mit diesem Hochziel keine Utopie entworfen, sondern nur eine Erinnerung wachgerufen wurde, zeigt das auf die Kirche bezogene Augustinuswort von dem »unus Christus amans seipsum«. Es müßte nur geringfügig abgewandelt werden, um auch auf die Theologie zutreffen. Dann würde von dieser tatsächlich gelten, daß sich Christus, wie er sich in seiner Kirche liebt, auch in ihren Einsichten und Erkenntnissen begreift und im Maß dieses Verstehens zu sich selbst erwacht.